

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 7

Artikel: Wie Amerikaner Geld verdienen
Autor: Smythe, Ralph / Andrew, Frank
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weit davon entfernt aber, im Wallis drüben, im Lötschental, geht ein Fastnachtstreiben, das den urgermanischen Bräuchen fast noch näher verwandt ist. In Blatten hinten kämpfen die verummten „Tschaggäten“ und bewahren damit uralte Reste heidnischer Kultthandlung. Wie originell und eindrucksvoll aber ist dies Lötschentaler Fastnachtstreiben. — Hier liegt noch alles weiß im tiefen Winter Schnee. Da tönt ein fernes Ruhglockengeläute an das Ohr. Dumpf klingt es und erschreckt uns. Woher der Ruhglocketon im Winter? Da springen auch schon Kinder hastig über den Weg und verschwinden in den hohen, braunen Chalets. Erwachsene schieben die Rudfensterlein auf die Seite und blicken erwartungsvoll. Ueberall tönt der Ruf „Die Tschaggäda chemd!“. Und da sind sie schon. Hohe Gestalten mit unheimlichen, buntbemalten Maskengesichtern. Vollständig in Tierfelle gekleidet, dumpfe eiserne Ruhglocken am Gurt im Takte läutend. Da sind so zehn, zwölf in einer Reihe hintereinander. Manchmal sind es mehr. Hier — spricht einer der „Tschaggäten“ aus der „Tschaggäten-Sprike“ einen vollen Strahl in ein hoffärtiges Antlitz. Dort schmiert einer mit grobem Handschuh eine Handvoll Ruß, die er dem Ruß-Sack entnommen, quer über ein Gesicht. Grausliche Dämonengestalten! Die treiben nicht bloß Tage, Wochen lang ihr Spiel. Alle fürchten sie und möchten sie doch nicht missen.

Während aber die jungen Burschen dermaßen als wilde Tschaggäten durch die Dörfer fahren, sitzen die Mädchen beim Abendsitz zusammen, arbeiten und spielen danach. Alte erzählen beim Abendsitz wohl eine graufige Sage. —

Und wenn dann die zwei einzigen offiziellen Tanztage des Jahres da sind, die letzten zwei Abende vor Aschermittwoch, dann wird im Wallis frisch getanzt. Und die Burschen kredenzen im hintersten Dorfe den Wein — den sie in mühsamer Extra-Arbeit das ganze Jahr verdient — ihren Schönen. Auf kargem Boden ist da ein rechtes Vergnügen.

So lebt die uralte Sitte der „Fasel-Nacht“ (Fastnacht) in den Bergtälern fort.

Karneval.

Von Stephan Georgi.

Der Abend.

Hei! Brinz Karneval tollt durch die Gassen!
Gefolgt von dem Lachen der wogenden Menge,
Den Narrentab hoch, im Antlitz Grimassen,
Wirbelt er hin, durch das bunte Gedränge.
Es spiegelt der Saal sich in Reflexionen,
Es ändert im Wechsel sich Bild um Bild,
Es hascht die Menge nach Visionen
Der Narrheit, die rings aus dem Boden quillt.
Musik spricht zum Chaos vom Hemmungslossein;
Im Takte wiegt sich das tändelnde Gleichen,
Aus sprühenden Augen leuchtet der Wein,
Und Blide werben um ein Verheizen.
Es herrscht nur eins im weiten Raum,
Das sprudelt aus offenem Facklingsraden,
Klingt aus dem farbigen Karnevalstraum,
Es schwingt das Zepter: — das große Lachen!

Die Nacht.

Nacht bricht herein. Die Luft, so schwül,
Benimmt fast den Atem im Zuge;
Und weiter entfacht sich das tändelnde Spiel,
Die Zeit rinnt dahin in flatterndem Fluge.
Es tauchen die Blide in sich zusammen,
Es spricht ein Händedrud mehr als ein Wort;
Es züngeln im Nachtrausch des Karnevals Flammen,
Verbrennen das Gestern in lachendem Mord.
Musik sprüht umher in lodendem Klange,

Dazwischen gefüllter Gläser Klirren;
Es streift der Atem beim Tanz die Wange,
Das große Lachen, es wird zum Girren.
Ein Taumel zur Freude, zu tollem Genuße
Bricht sich in Stunden wirbelnd Bahn;
Es finden sich Lippen zu heißem Kusse,
Es schwingt das Zepter: — ein lachender Wahn.

Der Morgen.

Morgenlicht schleicht grinsend durch die Scheiben
Und alles ist so öd, so lebensbar
Verflungen ist das bunte Narrentreiben,
Versunken ist, was gestern war.
Papierne Schlangen hängen wirr hernieder,
Konfetti hüllt den Boden ein;
Hier findet sich ein Fächer wieder,
Dort steht, erst halb getrunken, ein Glas Wein.
Ein Sektpfropf hier, die seid'ne Larve dicht daneben,
Ein Handschuh dort und hier ein Strumpfband fein ...
Und alles tot — alles ohne Leben —
So starr liegt alles da im Morgenschein.
Die blasse Treibhausrose, in verwelkter Pracht,
Sie liegt so stumm im Frühtagsgrau;
Der kalte Raum, nach lusterfüllter Nacht,
Gleicht einem Saal zur Totenschau.

Wie Amerikaner Geld verdienen.

Von Distriktsinspektor Ralph Smythe, Chicago.

Berechtigte Uebersetzung von Frank Andrew.

Wer in Amerika geboren und aufgewachsen ist, hat sich daran gewöhnt, auch solche Vorkommnisse mit unentwegtem Gleichmut hinzunehmen, die den Angehörigen anderer Länder mindestens verwunderlich und oft sogar unglaublich erscheinen. Wenn man aber noch dazu das letzte Jahrzehnt in Chicago verbracht hat und schon aus beruflichen Gründen den täglichen Ereignissen nahe steht, so gibt es eigentlich auch auf den Gebieten von Verbrechen und Korruption kaum noch Ueberraschungen. Ein augenblicklich anhängiger Strafprozeß läßt aber selbst dem sonst Eingeweihten reichlich Spielraum zum Staunen, denn er zeigt, in wie weitgehendem Maße sich das Verbrechen auf der Jagd nach dem allmächtigen Dollar merkantilisiert hat.

Eine gewiegte Bande von Erpressern war auf die Idee gekommen, sich eines besonders harmlosen Aushängeschildes zu bedienen, um desto ungestörter ihre Ziele verfolgen zu können. Sie hatten zu diesem Zweck einen „Verband der Wäschereien“ ins Leben gerufen, ohne daß auch nur einer der Gründer dem Wäschereigewerbe jemals nahe gestanden hätte. Ihre nächste Aktion bestand darin, daß sie die etwa vierhundert Eigentümer von Wäschanstalten aufforderten, dem Verband gegen eine jährliche Beitragszahlung von fünfzig bis tausend Dollar, je nach Größe des Betriebes, als Mitglieder beizutreten. Verständlicherweise kamen die meisten Unternehmer diesem Ansinnen nicht nach, um so mehr als bereits ein anderer seriöser Verband ihre Interessen ausreichend wahrnahm. Die famosen Gründer nahmen sich jetzt jeden Wäschereibesitzer einzeln vor, um ihn durch die unglaublichsten Drangsalierungen müde zu machen. Trotz sorgfältigster Aufsicht passierte es, daß den Wäschmitteln ätzende Flüssigkeiten beigemischt und so die Gewebe zerstört wurden; die Lieferwagen der Unternehmer erlitten ein „Unglück“ nach dem andern, und selbst Ueberfälle auf die eigene Person der Wäschereibesitzer kamen häufig vor. Wenn alles dies nichts nützte, schritt die Erpresserbande als dem letzten Auskunfts Mittel sogar dazu, die technischen Anlagen in den Wäschanstalten durch Bomben (!) zu demolieren. Es läßt sich leicht denken, daß die Unternehmer schließlich fast ausnahmslos die geforderten Beträge zahlten, um wenigstens in Ruhe ihren Betrieb aufrecht erhalten zu können. Und die Polizei? Mag es nun sein, daß die verschiedenen Arten

tate so vorsichtig ausgeführt wurden, daß man die Bände wirklich nicht überführen konnte, oder mag sich auch die Behörde in solchen Fällen der Verfolgung aus verschiedenen Gründen nicht immer mit genügendem Eifer angenommen haben: jedenfalls gelang es erst jetzt vor wenigen Wochen, die ganze Expressergesellschaft hinter Schloß und Riegel zu setzen. Vielleicht das Erstaunlichste an der ganzen Sache war, daß sich der „Verband“ einen eigenen Fachmann für Explosivstoffe gegen ein Wochenhonorar von hundertfünfzig Dollar gehalten hatte, der auf Grund seines früheren Dienstes in der Munitionswerkstätten der amerikanischen Marine imstande war, vorkommendenfalls das Bombenlegen sachgemäß und wirksam vorzunehmen!

Abgesehen von den Verbrechern gibt es natürlich auch genug andere Leute, die eigenartige Wege zum Verdienen des heißbegehrten Dollars eingeschlagen haben, wobei die meisten dieser seltsamen Berufe und Unternehmungen erst in den letzten Jahren entstanden sind. Bei der großen Entwicklung der gewerbsmäßigen Schönheitspflege, die Amerika den Frauen bietet, ist es begreiflich, daß man die Erfahrungen aus den Schönheitslons jetzt auch auf anderem Gebiete verwerten möchte. So sind im Laufe der letzten beiden Jahre in fast allen Großstädten Filialen der „Animal Beauty Parlor“ entstanden, die sich mit der Verschönerung von Hunden und Katzen befassen. Viele Damen bezahlen für ihre vierbeinigen Lieblinge fünfzig bis hundert Dollar im Monat an die Tierkosmetiker. Für ein paar Dollar kann man Sektors Augenbrauen zu der modernen schmalen Linie ausrupfen oder ihm sachgemäße Dauerwellen zukommen lassen. Shampoo-waschungen und Höhen-sonnebestrahlungen vervollständigen dann noch die Pflege.

Auf ganz ähnlichem Gebiete arbeiten die Institute für Leichenverschönerung. Der Bestattungsunternehmer übernimmt die Aufgabe, die Verstorbenen dem genannten Institut für einige Stunden zu überlassen, während der die Leiche allen Wünschen entsprechend hergerichtet wird. Da werden, wenn nötig, Haare geschnitten und rasiert, bei weiblichen Personen tritt sogar noch der unvermeidliche Dauerwellenapparat in Aktion, und dann wird balsamiert, parfümiert, geschminkt und gepudert, eventuell eingefallene Wangen auch noch durch Paraffineinspritzungen gehoben, bis dann die Leiche schön genug ist, um zur eigentlichen Bestattung wieder zurückgebracht zu werden. Wie es allerdings die Angehörigen überwinden können, an einem Toten in solcher Weise herum arbeiten zu lassen, bleibt einem Menschen mit normalem Empfinden ein Rätsel.

Da ist die Errichtung der sogenannten „Ersten Jahr Institute“ denn doch sympathischer. In diesen handelt es sich eigentlich um Schulen für Erwachsene, in denen Ehepaare lernen sollen, die oft unvermeidlichen Mißverständnisse und Reibungen des kritischen Jahres, nämlich des ersten Ehejahres, zu vermeiden. Auf psychologischer Grundlage erhalten die Gatten Anleitungen über ihr gegenseitiges Verhalten, auch werden allerlei Probleme frei nach Vandervelde durchgesprochen, und schließlich den Frauen noch manche Anweisungen über Haushaltungsfragen, Säuglingspflege und dergleichen auf den Weg gegeben. Diese Institute haben sich für die Begründer als ein ausgezeichnetes Geschäft erwiesen, da sich Interessenten in ungeahnter Zahl eingestellt haben.

Aber auch für die Zeit, bevor eine Ehe zustande kommt, haben sich Helfer gefunden, die aus ihren Bemühungen Kapital schlagen. Da ist natürlich zuerst der berufsmäßige Heiratsvermittler, der in großzügigster Weise das Sichfinden unterstützt. Gegen eine vor auszählbare Gebühr von 200 bis 500 Dollar erwirbt man den Anspruch, solange Interessenten des anderen Geschlechts vorgeführt zu werden, bis man einen wenigstens scheinbar passenden Ehepartner gefunden hat. Da aber der Vermittler außerdem noch fünf Prozent der Mitgift beansprucht, so lassen die größeren

Unternehmer ihre ehelustigen Klienten sogar durch eigene Detektive bewachen, damit sich keiner von der Zahlung drückt. Ein anderer Verdienster auf dem Ehemarkt ist der Friedensrichter, der in Amerika die Trauung vollzieht. Da jede Eheschließung fünf Dollar kostet, der Preis für geheime Heiraten ist doppelt so hoch, so macht der Friedensrichter bei genügendem Zuspruch ganz hübsche Geschäfte. Weil nun Zuständigkeitsfragen in Amerika nicht in Betracht kommen und die Konkurrenz groß ist, machen die Friedensrichter auf ihre eigene Weise für sich Reklame. Broschüren, die die Vorzüge des Ehelebens in den glühendsten Farben schildern, werden verteilt; sogar Reklameplakate finden sich in einzelnen öffentlichen Verkehrsunternehmungen. Als letzter Faktor tritt dann ein Agent des Friedensrichters in Aktion, der etwa noch bestehende Hemmungen zu beseitigen hat. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches für ein Liebespärchen, auf der Straße, im Tanzsalon oder sonstigen Vergnügungstätten von einem Unbekannten angesprochen zu werden, der sie zu einer sofortigen Eheschließung zu überreden versucht. Eine momentane Laune oder Eingebung, oft genug auch die Wirkung von Alkohol, genügt dann in manchen Fällen, um dem Friedensrichter neue Kundschaft zuzuführen!

Einen ungeahnten Aufschwung haben seit Einführung des Tonfilms die „Geräuschefabrikanten“ genommen. Diese wurden allerdings auch früher schon von den Theatern, Varietés und Herstellern von Grammophonplatten in Anspruch genommen, um bestimmte Lautwirkungen hervorzurufen. Es ist durchaus nicht etwa leicht, für solche Zwecke Geräusche künstlich so herzustellen, daß dem Hörer später ein naturgetreuer Eindruck vermittelt wird. Die Spezialisten auf diesem Gebiet verstehen es dagegen, Tiergebrüll, Babygeschrei, Straßenlärm und alle sonst etwa benötigten Geräusche, die selbst bei Freiaufnahmen für den Tonfilm nicht immer zur Verfügung stehen, täuschend ähnlich nachzuahmen; das Einkommen eines versierten Fachmannes dieser Art dürfte bis zu fünfzigtausend Dollar jährlich betragen.

Wir sollten hier eigentlich auch nicht des literarischen Unternehmers vergessen, der gegen entsprechende Bezahlung jedem Menschen seinen Lebensroman mit allen vom Besteller gewünschten Nuancen anfertigt, noch des findigen Kopfes, der den Hausfrauen die Tränen erpart, indem er ihnen Zwiebeln im bereits geschälten Zustand liefert, noch aller der anderen unzähligen Leute, die es verstanden haben, aus der Einstellung und den Bedürfnissen unserer Zeit Geld zu verdienen. Sollte es etwa nur an einem Mangel an geistiger Beweglichkeit liegen, wenn wir heute trotzdem noch so viele Menschen finden, die keine Beschäftigung haben?

Mama.

Von Grete Schmahlf-Wolf.

Damals sagte man noch nicht „Mutti“, sondern „Mama“ und dieses sanfte, stille Wort wird mir immer mit dem sanften, stillen Gesicht meiner Mutter identisch bleiben, das sich über meine Kindheit neigte und sich auch im Alter nicht verändert hat. Das Mutterideal hat sich seither gewandelt. Aus der sorgenden, liebevollen Respektsperson wurde die gleichgestellte Kameradin, die mit dem Jungen rodelte, mit Mädi tanzen geht, halb Aufsicht und halb Rivalin, und die im übrigen den Kindern ihre Freiheit läßt — worüber sie ein bißchen klagt und gleichzeitig ein wenig froh ist, auch Raum für ihr eigenes Leben zu haben.

Mütter wie „Mama“ waren freilich auch damals selten. Sie war immer da. Ein eigenes Leben schien sie nicht zu führen. Wir wußten wenigstens nichts davon, außer in schrecklichen Interimszeiten, wenn sie krank war, wenn kleine Geschwister zur Welt kommen sollten, die sich im letzten Moment anders besannen. Ich erinnere mich noch einer zeichnenden Anekdote aus meiner Kinderzeit: wir waren bei einer Tante geladen, erhielten unsern Anteil vom Obst-